Zeitschrift: Bericht über die Tätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft

Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft

Band: 72 (1945-1947)

Artikel: Aus Jacob Burckhardts erster Berliner Zeit

Autor: Kaegi, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-832838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUS JACOB BURCKHARDTS ERSTER BERLINER ZEIT

Von Werner Kaegi

Ihnen, verehrter Herr Doktor, verdankt man die freundliche Hut der Briefe, die Jacob Burckhardt an Friedrich von Tschudi geschrieben hat; sie gehören zu den schönsten, die aus der Zeit seiner Lösung vom Theologiestudium erhalten sind, ja zu den schönsten seines reichen opus epistolarum überhaupt. Sie, verehrter Herr, hatten überdies die Güte, mir ihre Benützung für die Burckhardt-Biographie zu erlauben in einem Zeitpunkt, da Sie selbst sie noch nicht publizieren konnten. So scheint es mir angemessen, Ihnen bei Anlass dieser Festgabe als Zeichen des Dankes ein kleines Stück Kommentar zu einigen jener Dokumente, die nicht mehr der Basler Zeit angehören, in der Form eines Berichtes über den Nachhall der theologischen Schmerzen Burckhardts in der ersten Berliner Zeit und im Ausklang der Freundschaft mit Biedermann vorzulegen.

Abgestossen vom äusseren Leben der preussischen Hauptstadt, wandten sich Burckhardts Energien damals ganz nach innen. Aber da er nun einmal nicht zu jenen Gelehrtennaturen gehörte, bei denen sich alle Kräfte der Seele in der Verstandesarbeit der Wissenschaft aufzehren können, ballten sich seine Leidenschaften zu immer neuen Stürmen des Gemüts. Von den heftigen Wallungen seines Herzens, die ihn in der Berliner Fremde bewegten, waren diejenigen des Heimwehs die gelindesten. «Siehst du, ich möchte auch nur einen Augenblick auf dem oberen Hauenstein stehen und den Sonnenuntergang an den Alpen sehen können . . . », schreibt er nach dem ersten Berliner Winter nach Hause, «oder noch lieber jenseits bei Bellinzona oder Lugano et caetera herumstreichen — nur einen Abend und dann meinethalb wieder in des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Sandbüchse, die edle Mark Brandenburg zurück und hinter die Bücher. — Nach Basel speziell habe ich weniger

Verlangen, es ist die Schweiz, es sind die Berge!» Diese Stimmung des Vorfrühlings hatte schon im November leise eingesetzt. Gleich in seinem ersten Brief an Tschudi, im Vollgefühl der endlich erlangten Freiheit zum Geschichtsstudium, betrachtet er doch seine Berliner Zeit nur als eine Vorbereitung, um möglichst bald wieder nach Italien zu kommen, nach Italien, «dessen Bilder seit einigen Tagen gerade hervorgerufen durch ihren diametralen Gegensatz, die gotteserbärmliche Umgebung von Berlin, mich lieblicher als je umgaukeln ... Dies Land und sein Genuss ist ein notwendiges Supplement meines ganzen Wesens und Lebens; dort, nur dort finden sich die Centra, um welche herum meine Phantasiebilder sich krystallisieren können, nur dort und in der Schweiz ist mir die Natur das, was sie sein muss!» Man sieht es in seinem Skizzenbuch, *wo* Burckhardt sich einen gewissen Ersatz für das entbehrte Italien holte: in den Berliner Museen. Von den sechzehn Seiten, die der Zeit vom Oktober 1839 bis zum August 1840 angehören, sind nur zwei mit Landschaftsskizzen aus dem Tiergarten gefüllt; eine dritte zeigt eine klassizistische Villa im selben Tiergarten und das Innere des Gewächshauses, denn — «bei uns ist die Kunst eine Treibhauspflanze». Die übrigen zwölf Seiten zeigen Skizzen nach antiken Skulpturen und Vasenmalereien, italienischen Gemälden, dazu ein Blatt nach Rubens, eines nach Holbein und merkwürdig vereinzelt ein Versuch, das Selbstporträt Rembrandts wiederzugeben. Die grossen Hauptstücke halten Werke Raffaels, Boltraffios, Fra Bartolommeos fest, und dazu die mythologischen Gestalten, die den archäologischen Übungen bei Panofka zu dienen hatten. Die erste Lektüre der Berliner Zeit, von der wir hören, war der «Orlando» Ariosts, eine der ersten Opern, die er besuchte, die «Armida» Glucks.

Der grosse Hauptschmerz dieses ersten Berliner Winters aber waren die tieferen Wirrungen des Herzens, die er von Basel mitgebracht hatte und die durch die Ortsveränderung nicht beschwichtigt, sondern erst recht aufgewühlt wurden. Es ist, als habe Burckhardt erst jetzt, da das äussere Ziel seiner letzten Jahre, die Freiheit für das Geschichtsstudium, erreicht war, recht empfunden, was im Zusammenhang mit der Lösung von der Theologie in ihm vorgegangen war. Erst jetzt in Berlin spürte er, wie leicht sein Seelenschiff geworden sei, seit er sich des religiösen Erbes seiner Kindheit entledigt hatte. «Du kanntest mein bisheriges phantastisches Traumleben, du nahmest einigen Anteil daran», schreibt er seinem geliebten Tschudi. «Das freilich liess ich dich kaum ahnen, dass ich in

einem bedeutenden inneren Zwiespalt über die höchsten Fragen meines Lebens war. Zürne mir nicht, dass ich Dir es nicht gestand; denn ich gestand es kaum mir selbst und drängte jede nahende Crisis durch heftige Zerstreuung ... zurück. Ich hatte ein ganzes Reserveheer von Gestalten, die meine Phantasie ablenken sollten von den sich stets mächtiger aufdrängenden Fragen über meine Bestimmung und mein Verhältnis zu Gott und der Welt.» Offenbar erlebte Burckhardt erst jetzt, da seine persönlichen Entscheidungen nicht mehr belastet waren durch einen väterlichen Wunsch, die religiösen Fragen in ihrer eigenen, echten Tiefe. «Und jetzt bin ich darin begriffen, in dem Ruin meiner bisherigen Lebensansicht umherzuschaufeln und an den alten Fundamenten das noch einigermassen, wenn auch anderswie Brauchbare hervorzusuchen.» So das Geständnis an Tschudi vom Dezember. Noch im folgenden Sommer kommen ihm im Brief an die Schwester wieder dieselben Bilder vor die Seele; nun freilich klingt es getroster: «Lass uns denn aus allerlei Trümmern und zertrümmerten Träumen eine neue Wohnung bauen; wie der römische Winzer seine Vigna baut aus alten Marmorfriesen und Säulenstücken! Vielleicht wohl wird dich dann und wann eine zu leichte Lebensansicht bei mir befremden, aber glaube mir, meine Überzeugung von einer ewigen Vorsehung steht gewiss felsenfest. Diese Vorsehung ist kein blindes Schicksal, sondern ein persönlicher Gott, — dieser Glaube wird nie von mir weichen, mag sich auch die Ansicht von Religionen und Confessionen modificieren wie sie wolle.»

Die alte Wunde ist also in Berlin nicht vernarbt, sondern noch einmal aufgebrochen. Burckhardts Äusserungen sind indessen zu verschleiert, als dass man seine Positionen ganz erkennen könnte. Jedenfalls sieht man im Hintergrund die Gestalt Biedermanns wieder auftauchen, auch wenn man nichts von einer Wiederbegegnung der Freunde wüsste. Burckhardt beschreibt das erneute Zusammentreffen mit eindrucksvollen Worten. Oft genug habe er sich gesagt: «B[iedermann] ist kein Freund für dich, ja er bedarf der Freundschaft eigentlich gar nicht, während ich derselben bedarf und schon somit im Nachteil bin. So hatte ich mir denn vorgenommen, in Berlin in möglichst angenehmem Verhältnis zu ihm zu stehen, aber mein Gemüt ihm nicht mehr zu eröffnen, ja ich hatte selbst auf Riggenbachs vertrautern Umgang Verzicht geleistet. Aber das alles wich wie Nebel vor der Sonne, als er mir hier entgegentrat und einige wenige Worte sprach. Das alte leidenschaftliche Verhältnis war abgestorben und

beide fühlten in demselben Augenblick, dass unsere bald fünfjährige unerklärliche, durch keinen Hader zu tötende Zuneigung zu einander denn doch ihren tieferen Grund haben müsse; wir taten jeder ein stillschweigendes Gelübde, das Wesen des andern zu respektieren und zu schonen, wenigstens ich tat es und er *muss* es auch getan haben; er zog mich an sich und wir umarmten uns stillschweigend.» Bei diesem Bekenntnis an Tschudi fürchtet Burckhardt immerhin Vorwürfe des Freundes, er habe sich aus Schwäche zu rasch von dem Augenblick hinreissen lassen. «Es mag halb so sein, aber hast du den Zustand schon einmal erlebt, wenn ein Herz, das Du liebst, seit langen Jahren liebst, an das du ein Übermass von Zuneigung verschwendet hast, und dem du um deinetwillen nie entsagt haben würdest, endlich feierlich dir entgegen kommt und Dir eine ruhige, ihrer selbst bewusste Freundschaft anträgt? Biedermanns Worte hätten mich auch schwerlich bewogen, es war ein Blick, düster und ernst, ich konnte nicht anders und seitdem es so ist, schlägt mein Herz wieder frei und gesund ... die Freundschaft mit ihm ist mir jetzt eine ernste Pflicht geworden.»

Die Begegnung muss in den ersten Tagen des Berliner Aufenthaltes stattgefunden haben, und man hört, besonders aus den Aufzeichnungen Biedermanns, von ziemlich häufigen Zusammenkünften während der folgenden Monate. Biedermann und Riggenbach wohnten zusammen in einer traulichen gemeinsamen Gartenwohnung, und dort mag auch Burckhardt des öfteren erschienen sein. Erst im Sommersemester 1840 notiert Biedermann: «Mit JB seltener zusammen.» Die letzte Notiz über die Freundschaft findet sich in seinen Aufzeichnungen am 6. September 1840: «J. Bdt. N[eue?] Entzweiung.» Diese Berliner Begegnungen waren trotz allem nicht mehr als ein Nachspiel. Biedermanns Äusserungen über Burckhardt sind gemischt aus Ironie und überlegener Nachsicht. Schon die Ankunft Burckhardts und Oeris in Berlin kommentiert er im Brief an einen Freund: «eine merkwürdige Gesellschaft, die sich auch seltsam miteinander vertrugen ... ». Über Burckhardts Verkehr mit einem Glarner Zwicky schüttelt er den Kopf: «Wenn es nur anhält, wenn es nur anhält, so freut uns das für ihn sehr, denn Zwicky kann gewiss sehr wohltätig auf ihn wirken.» Wie sonderbar sich das Bild des Freundes nun in der Vorstellung Biedermanns verzerrt, sieht man aus seiner Erzählung an einen Basler Freund: «Köbi gab durch sein anfängliches Betragen sehr traurige Aussichten; frei von aller Rücksicht, durch die seine Verhältnisse

in Basel ihn banden, schien er fast sich in sinnlichen Taumel stürzen zu wollen; er hat sich aber wieder auf sehr erfreuliche Weise zu uns gewendet...» Trotz allem lebte auch in Biedermann die Erinnerung an die alte Freundschaft noch mächtig weiter. Man spürt es aus seinen Worten an Theodor Meyer: «Zwischen mir und Köbi steht es nun so: Gleich anfangs gesellte er sich zu solchen, mit denen ich wenig, gegen die ich aber wenigstens Widerwillen hatte... und so schien er sich gänzlich von uns weg zu verlieren. Gleichgültig aber können wir, dazu standen wir uns einmal zu nah, uns nicht gegeneinander verhalten.» Trotzdem musste die Trennung vollzogen werden, wenn nicht immer neue Reibungen den Verkehr vergiften sollten. «Gleichgültig war er mir nie mehr geworden, seit er einmal den innersten Grund seines Wesens vor mir entfaltet, und diesen liebte ich und liebe ich noch, wenn mir auch seine Äusserung im Leben mein Gefühl oft im Innersten umkehrte und sich ein stehender Widerwille dagegen mir festgesetzt hat.» Und dann erzählt Biedermann einen Zwischenfall, der sich in den letzten Tagen im Zimmer Burckhardts ereignete, während ein Basler Freund bei ihm war: unversehens wird der Freund ohnmächtig, Burckhardt reisst das Fenster auf und trägt ihn auf sein Bett. Wie, wenn das Kohlengas des schlecht bedienten Ofens eine Stunde später, während Burckhardts Schlaf, ausgeströmt wäre! Biedermanns Bericht über diesen Vorgang ist das letzte Zeichen ängstlicher Besorgtheit um das Leben des Freundes. Ein Jahr später hatte der Verkehr aufgehört. Aus Andeutungen in Briefen und Tagebüchern hat man den Eindruck, dass Biedermann in den ersten Berliner Monaten nicht nur bei Riggenbach und Theodor Meyer, sondern auch bei allerlei neuen Freunden, die Burckhardt im Kreis der Schweizer in Berlin fand, intervenierte, um sie auf den vermeintlich fatalen Seelenzustand Burckhardts aufmerksam zu machen und das verlorene Schaf auf den rechten Weg hegelianischer Christlichkeit zurückzuführen. Das mag bei Burckhardt den Anstoss gegeben haben, nun auch die letzten Fäden abzubrechen und sich nicht nur von Biedermann, sondern von den Schweizern überhaupt fernzuhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass in einer spätern Äusserung, die Markwart in diesen Zusammenhang gezogen hat, wirklich eine Erinnerung an das Verhältnis zu Biedermann nachklingt. Burckhardt spricht dort vom Fanatismus der Systeme, der stets gepaart sei mit Mitleid gegen alle die, so draussen stehen: «Ich habe unter solchen Menschen gelitten und es mit erlebt, wie dieser Fanatismus ins tägliche

Leben eingriff und ein persönliches Verhältnis nach dem andern zerstörte. Da heisst es dann ganz kurz, dies und dies habe ich auf diesem und diesem Wege gewonnen, tust du nun nicht ebendasselbe, so bist du mir nicht mehr geistig ebenbürtig und unsre Freundschaft hat ein Ende.»

Bemerkenswert bleibt es, dass in dieser ersten Berliner Zeit Burckhardts Herz noch innnig an den Schweizer Freunden gehangen hat und dass seine Gefühle die ganze Skala der Tönungen kannte, von der lachenden Ironie, mit der er die Schweizerkolonie mit jenem grossen leinenen Tuch vergleicht, das in der Apostelgeschichte sich vor Petrus niedersenkt: «und darin waren alle vierfüssigen und kriechenden Tiere der Erde und Vögel des Himmels», — bis zu jenem höchsten Pathos der Freundschaft, mit dem er an Tschudi schreibt: «Unserm Gnomon leuchtet eine Sonne, die nicht untergeht, nicht wahr?»

Nicht allein durch die Schweizer, denen er begegnete, sondern auch durch seine Empfindungen für seine Familie fühlte sich Burckhardt immer noch an die Heimat gefesselt. Noch am Ende des ersten Berliner Winters dauern diese Gefühle ungebrochen an. «Basil and Switzerland become to me dearer at every moment and I know I will better value also the familiar life on my returning than on my parting.» Er weiss, dass man auch zu Hause ständig von seinen Plänen und von seiner Zukunft spricht. Es scheint im Zusammenhang mit der Fahrt nach Berlin auch von einer Russlandreise die Rede gewesen zu sein. Nun möchte Burckhardt wissen, ob diese Pläne weitergediehen sind. Vermutlich sollte die Moskauer Konsulin dem jungen Neffen mit unsicherer Zukunft eine einträgliche russische Stellung vermitteln, für die Burckhardt mit seinen fünf Semestern Theologie durchaus reif geworden war. Und Burckhardts erste Berliner Eindrücke waren so beschaffen, dass er auch diese Möglichkeit nicht von sich wies: «Write to me», bittet er die Schester, «if it is sometimes question of my going into Russia? I am resolved to accept from providence whatever will happen to me.» Man sieht hier Burckhardt auf einem Weg, den dann einige Jahrzehnte später einer seiner Schüler in einer analogen Lebenssituation, nach einem Theologiestudium, das sich als Irrtum erwiesen hatte, wirklich gegangen ist: der junge Spitteler. Diese Bereitschaft zum Abenteuer mag in Burckhardt in jenem Augenblick zusammengehangen haben mit einem Erlebnis seines Herzens, das ihn an die Heimat fesselte und doch von ihr trennte. Von seiner Liebe zu Marie Oser hört man aus den Briefen an die Schwester nur soviel, dass

man sie als Richtung seiner Gefühle ernst zu nehmen hat, ohne dass man wüsste, in welchen Formen sich das kleine Drama abgespielt hat. «I wish that M.O. might be married as soon as possible with R.R. because I love her and I know at once, she is not destined to me.» Die Sache scheint keine Bagatelle gewesen zu sein, denn ein paar Monate später kommt er auf die Verlobung Marie Osers zurück: «Zwar bin ich, — wozu sollte ich es leugnen? — tief erschüttert von dem Ereignis. Ich hatte mir schon Himmel über Himmel gebaut — und das stürzt so unbarmherzig zusammen. Es wird noch manche trübe Stunden geben...» In dieser Lage wendet sich nun trotz der russischen Pläne das Herz Burckhardts der Schwester zu. Er muss Louise früh schon als das Abbild der Mutter empfunden haben, denn in seinem Alter, beim Tod der Schwester selbst, gesteht er einmal: «Mutter und Tochter hatten in hohem Grade das gemeinsam, dass ihre lange religiöse Vorbereitung auf das Ende ihrem frohen Humor gar keinen Abbruch tat.» Jetzt, in seinem ernsten Schmerz enttäuschter Liebe, baut er seine ganze Zukunft auf ein Zusammenleben mit ihr: «Liebe Louise, höre mich an, ich bin so grundaufrichtig als man sein kann. Wir werden dereinst beisammen leben, wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach. Lass uns durch innige Freundschaft und durch die sanften Segnungen *tieferer Bildung* unser Leben versüssen. Der Mensch kann sich selbst unglaublich viel werden, und je mehr er für sich selbst ist, umso mehr ist er auch für andere. Mein Studium zeigt mir täglich neue Quellen alles Grossen und Schönen; die Poesie, die meinen Schmerz heiligen soll, wird mich auch weiter durchs Leben begleiten. Unsre Reisen — vielleicht bist du ja dann in Moscow gewesen! — werden uns einen reichen Schatz von Anschauungen zurück lassen, wir werden glücklich sein.» Und dann entwickelt er seine inneren und äusseren Lebenspläne, jenes Bild von der römischen Vigna aus Marmorfriesen und Säulenstücken, von dem die Rede war, und das als Symbol seines Lebens tatsächlich sein ganzes künftiges Dasein umschliesst. Zu diesem Symbol gehört nun auch das Bekenntnis zum Glauben an die Vorsehung als eine persönliche Gottheit und jener Nachsatz, den das Thema der Liebe zu Marie Oser hervorlockt: «Der Mensch ist sich selbst wenig oder nichts, wenn er andern nichts ist. Lass uns für andere, zuerst füreinander leben, liebe Schwester, und dann soll uns auch das Entsagen lieb und leicht werden. Ist doch die Summe der Lehre Christi das Gesetz der Liebe und der Aufopferung für andere.» Gewiss ist dieser Satz vor allem für die Schwe-

ster geschrieben; für sich selbst mag Jacob Burckhardt die Lehre Christi mehr wie ein bestätigendes Parallelon als wie den Grund seines Glaubens empfunden haben. Aber das Parallelon war ihm wertvoll und echt.

Er mag es in diesem ersten Berliner Winter stark empfunden haben, dass sein Bruch mit der Theologie mehr ein persönlicher und biographischer als ein grundsätzlicher und allgemeiner sei. Denn mit der Festigung seiner positiven Überzeugungen, die er wie ein «Auftauchen aus den Zweifeln» erlebte, kam er den Traditionen des väterlichen Hauses in manchen Dingen wieder so nahe, dass er es geraten fand, sich vor zu weitgehenden Missdeutungen zu schützen. Sogar seinem einstigen theologischen Lehrer, Professor Hagenbach, legt er es ausdrücklich brieflich noch einmal fest: «Mit dem Aufgeben der Theologie ist es mir wirklich ernst.» Aber er führt doch gerne den Verkehr mit Hagenbach fort und tut für ihn an Hülfsarbeiten, was er kann. Hagenbach mag dabei den Nebengedanken verfolgt haben, den Kontakt mit seinem begabten Schüler auch aus theologischen Gründen nicht zu verlieren. Und Burckhardt wird das gespürt haben, ging aber auf den Verkehr ein und arbeitete für Hagenbach in den Berliner Bibliotheken, soviel er nebenbei konnte, trieb auch weiter Hebräisch und suchte Neander und Ranke auf, um ihnen Hagenbachs Fragen vorzulegen. Aber im Gedanken an den Vater findet es Burckhardt besser, die Schwester möge ihm nichts von seinen neuesten inneren Wandlungen verraten. Louise scheint zu einem derartigen Bekenntnis gedrängt zu haben. Aber der Bruder bittet um Zurückhaltung: "You think, I should communicate also to my father the changing of my religious and moral views, but I prefer to show it to him by *facts and life* on my returning ... I beg you say to him *nothing!* if you love me. — Say also nothing to the mother." Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass Burckhardt eine weitere Radikalisierung seiner religiösen Negationen zwar der Schwester, nicht aber dem Vater hätte mitteilen wollen. Es muss sich um eine entgegengesetzte Wendung gehandelt haben, über die er der Schwester manches andeutete, um ihren Kummer zu beschwichtigen, die er aber doch nicht als «Bekehrung» ausgelegt wissen wollte, handelte es sich doch bestenfalls um eine Vigne aus alten Marmortrümmern. Etwas von den inneren Vorgängen ahnt man aus einer Bemerkung an Tschudi vom Dezember 1839: «Wäre ich nur aus Zweifeln aufgetaucht, obwohl schon das ein Grosses ist, so dürfte ich herzhaft sprechen ... Allein, es sind zugleich noch andere Dämonen zu überwinden, besonders, um es

mit einem Wort zu sagen, eine völlige Verweltlichung in der Anschauungsweise wie in der Behandlungsweise aller Dinge. Ein Heilmittel hiegegen ist mir in meinem Hauptfach, der Geschichte, aufgegangen und sie war auch der erste Anstoss gewesen, der meinen Fatalismus und meine darauf gegründete Lebensansicht aus dem Sattel hob.»

Der geschichtlichen Erkenntnis schreibt also Burckhardt hier den *ersten* Anstoss zu seiner Abkehr von der Verweltlichung seiner Anschauungen zu. Die ersten Sätze, die er bei Ranke hörte: «Völker sind Gedanken Gottes . . . » gehören gewiss in diesen Zusammenhang. Die Geschichte war ihm indessen schon in diesen ersten Berliner Monaten viel mehr als bloss Heilmittel und Erkenntnis. Sie war ihm bei allen Schwankungen seines Herzens ein dauerndes Glück. An einem Novemberabend von 1839 wirft er den Ariost weg, weil seine reichen Bilder trotz allem «noch lange nicht das Gefäss sind, in welchem sich mein gegenwärtiges Glück fassen und ins Gleichgewicht bringen könnte». Feierlicher tönt es zwei Monate später: er habe — wie gewisse Ritter im Don Quijote ihre Damen — seine Wissenschaft bisher nur auf Hörensagen hin geliebt. Jetzt, nach den ersten Vorlesungen bei Ranke, Droysen und Boeckh, «trat sie plötzlich in gigantischer Grösse vor mich, und ich musste die Augen niederschlagen. Jetzt erst bin ich fest entschlossen, ihr mein Leben zu widmen, vielleicht mit Entbehrung des häuslichen Glücks; von nun an soll kein Zwitterzustand meine Seele ängstigen.» Noch einmal zwei Monate später, am Ende des ersten Berliner Winters, hat derselbe Gedanke nun den vollen Klang einer dauernden Überzeugung bekommen. Nun erfüllt ihn die Geschichte ganz; sie ist bereits im Begriff, die Poesie vom ersten Platze seines Herzens zu verdrängen. «Meine Poesie», schreibt er an Tschudi, «der du schöne Zeiten weissagtest, schwebt in Gefahr, den Abschied zu erhalten, seit ich die höchste Poesie in der Geschichte finde. Es gab eine Zeit, wo ich das Spiel der Phantasie als das höchste Erfordernis der Poesie betrachtete; seit ich aber die Entwicklung geistiger oder überhaupt innerer Zustände noch höher stellen muss, finde ich meine Befriedigung schon in der Geschichte, die uns diese Entwicklung in zweierlei parallel laufenden und sich immerfort durchzweigenden, ja identischen Phasen aufweist, ich meine die Entwicklung des Einzelnen und des Ganzen; — rechne ich noch die brillante *äussere* Geschichte hinzu als das glänzendbunte Kleid der eigentlichen Weltlenkung, so komme ich auf den alten, oft nicht verstandenen Satz: dass unser Herrgott der grösste Dichter sei.»

Gewiss ist mit solchen Äusserungen der Schwebezustand zwischen Poesie und Geschichte, der den jungen Burckhardt kennzeichnet, noch lange nicht aufgehoben. Er wird noch ein volles Jahrzehnt weiterdauern. Aber die innere Richtung seines künftigen Lebens ist doch klar geschaut und es ist im Grunde darüber entschieden, dass die Geschichte als Ganzes und nicht die Kunstgeschichte als Besonderes dieses Leben erfüllen werde.